

Diese Erzählungen Remarques sind für den deutschen Leser eine Novität. Sie erschienen zuerst 1930/31 in einer amerikanischen Zeitschrift in der Nachfolge seines Romans Im Westen nichts Neues. Ihr Thema ist das Stigma des Krieges, das sich erst in den Jahren danach in den stillen, oft auch dramatischen Veränderungen der Menschen zeigt. Remarques Geschichten sind ein Appell gegen das Vergessen. Das gibt ihnen ihre unverwechselbare Eindringlichkeit.

601-02268-3

ERICH MARIA REMARQUE DER FEIND

830 Rem



ERICH MARIA
REMARQUE
DER FEIND
ERZÄHLUNGEN

KIEPENHEUER & WITSCH

Schweigen um Verdun

Niemand kann genau sagen, wann es beginnt: aber plötzlich verändern sich die glatten, sanft gerundeten Linien am Horizont; das Rot und Braun, die leuchtenden, glühenden Farben der Blätter des Waldes nehmen unversehens eine eigenartige Tönung an, die Felder verblassen und verwelken zu Ockertönen; etwas Merkwürdiges, Stilles, Bleiches ist in der Landschaft, und man kann es nicht recht erklären.

Es sind dieselbe Bergkette, dieselben Wälder, dieselben Felder und Wiesen wie zuvor, es ist noch immer dieselbe Landschaft wie vor einer Stunde; da geht die Straße, weiß und endlos weit, hindurch, und das goldene Licht des Spätherbstes ergießt sich noch immer über die Erde wie süßer Wein – und doch ist, unsichtbar, unhörbar, etwas aus der Ferne hereingekommen; gewaltig, feierlich und mächtig steht es plötzlich da und überschattet alles.

Es sind nicht jene Kreuze am Straßenrand, die alle Augenblicke auftauchen, dünn und dunkel. Schief und sehr müde ragen sie da aus dem Rasen, verwüstet vom vielen Wind, erschöpft von ziehenden Wolken, die Kreuze des Krieges von 1870. Schlanke junge Bäume, die man damals dazwischen gepflanzt hat, sind längst zu Bäumen mit mächtigen Ästen voll zwitschernder Vögel herangewachsen. Diese alten Schützengräben sind nicht mehr erschreckend, sie erinnern kaum noch an den Tod – wie eine Parklandschaft sind sie schon, malerisch und lieblich, gute Erde und gutes Land.

Es ist nicht der Charakter dieser schönen, schrecklichen

Gegend, die immer Schlachtfeld gewesen ist und wo der Krieg jahrhundertlang seinen Abfall abgeladen hat, wie die verschiedenen Schichten im Felsen, Ablagerung über Ablagerung, Schicht auf Schicht, Krieg auf Krieg, sogar noch heute genau erkennbar, von den Kämpfen der französischen Könige bis zu den Gräben von Mars la Tour und den Massengräbern von Douaumont.

Es ist auch nicht die geheimnisvolle, zwiespältige Stimmung dieses Bodens, wo die weichen blauen Linien am Horizont nicht einfach Hügel und Waldland sind, sondern versteckte Forts; die glatten Gipfel vor ihnen nicht bloß Hügelketten, sondern starke, befestigte Höhen; wo idyllische Täler auch als Schützengräben dienen, als Täler des Todes, Sammelplätze, Aufmarschgelände; und wo die kleinen Hügel betonierte Geschützstellungen sind, Maschinengewehrnester, durchlöchert von Munitionslagern und Stollen; denn alles ist hier in Strategie verwandelt worden. In Strategie und Gräber.

Es ist das Schweigen. Das entsetzliche Schweigen um Verdun. Das Schweigen nach der Schlacht. Ein Schweigen ohnegleichen auf der ganzen Welt; denn bisher hat in allen Kämpfen am Ende die Natur die Oberhand gewonnen; das Leben wuchs wieder aus der Vernichtung, Städte wurden wieder aufgebaut, Wälder gediehen wieder, und innerhalb weniger Monate wogte wieder junges Getreide auf den Feldern. Aber in diesem letzten, schrecklichsten der Kriege hat zum ersten Mal die Vernichtung den Sieg errungen. Hier standen Dörfer, die nie wieder aufgebaut wurden; Dörfer, von denen jetzt kein Stein mehr auf dem anderen steht. Der Boden darunter ist noch so voll von tödlicher Bedrohung, lebendiger Explosivkraft, voll von Granaten, Minen und Giftgas, daß jeder Hackenschlag, jeder Spatenstich gefährlich ist. Bäume waren da, die nie

wieder ausgeschlagen haben, weil nicht nur ihre Wipfel und Stämme, sondern auch ihre tiefsten Wurzeln abgehackt, zerstört und zu Splintern zertrümmert wurden. Felder waren da, über die nie mehr ein Pflug gezogen wird, weil ihre Saat aus Stahl ist, Stahl und noch mal Stahl.

In den Granattrichtern dieses zerlöchernten Landes wächst allerdings tatsächlich zerzaustes, mattes Wildgras. Auch an ihren Rändern blühen rote Mohnblumen und Kamille, und sogar ein Strauch kriecht manchmal unordentlich und schüchtern mitten aus dem Abfall hervor; aber dieser spärliche Bewuchs verstärkt noch den Eindruck von Schweigen und Trostlosigkeit. Es ist, als ob an diesem Ort ein Loch im Laufband der Ereignisse sei, als ob die Zeit hier stillstehe; als ob die Zeit, die nicht nur Vergangenes mit sich führt, sondern auch Zukünftiges, hier aus Mitgefühl ihren Motor abstelle. Nirgends auf der Welt gibt es ein solches Land; eine Wüste ist lebendiger, denn ihr Schweigen ist organisch.

Nirgends auf der Welt gibt es ein solches Schweigen, denn dieses Schweigen ist ein gewaltiger versteinelter Schrei. Nicht die Ruhe des Friedhofs liegt darin; denn zwischen den vielen müden, erschöpften Leben ruht wenig, das begeistert und jung war; hier aber wurde für Hunderttausende die große Kraft, die ihnen in den Augen stand, die Macht, die sie atmen und sehen und sich ducken und kämpfen ließ, plötzlich zu Atomen zer-schmettert; hier in der Verkrampfung angespanntester Selbstverteidigung begehrte, ja liebte man das Leben, man glaubte leidenschaftlicher, wilder, glühender, versessener denn je daran; und über diesen verzweifelten, angestrengten Willen, diesen brodelnden Wirbel von Aktivität, Qual, Hoffnung, Angst, Lebensgier, brach der Hagel

von Splintern und Kugeln herein. Dann vergoß das zäheste, zerbrechlichste Ding, das es gibt, das Leben, sein Blut, und die große Dunkelheit breitete sich über acht-hunderttausend Männer.

Über diesen Feldern scheinen die verlorenen Jahre weiter zu bestehen, die Jahre, die nicht gewesen sind, die keine Ruhe finden – der Schrei der Jugend wurde zu früh erstickt, fand ein zu jähes Ende.

Von den Höhen kommt ein grauer, bleierner Wind herab und verschmilzt mit dem Glühen des Herbstes, seinem hellen Feuer und goldenen Licht. Von den Höhen kommt das Schweigen herab, das die freundlichen Tage schlapp und leblos macht, als ob die Sonne sich wie an jenem Nachmittag auf Golgatha verfinstert habe. Von den Höhen kommen Namen und Erinnerungen herab. Vaux, Thiaumont, Belleville, Kalte Erde, Totenschlucht, Hügel 304, Toter Mann – was für Namen! Vier lange Jahre haben sie unter dem gigantischen Geheul des Todes gelebt: heute packt einen die Endlosigkeit ihres Schweigens. Keine *Cook's-Parties*, keine angenehmen Tagesausflüge zu günstigen Preisen mit Besichtigungen tiefer Unterstände bei romantischem Karbidlicht können das ändern. Dieses Land gehört den Toten.

Aber in dieser Erde, die immer wieder von Granaten jeden Kalibers aufgewühlt wurde, in diesem Land des erstarten Grauens, in dieser Kraterlandschaft leben Menschen. Man sieht sie kaum, so gut haben sie sich im Laufe der Zeit angepaßt, so wenig unterscheiden sie sich von ihrer Umgebung. Ihre Kleidung ist gelb und grau und schmutzig von ihren Opfern. Manchmal sind es Hunderte, manchmal mögen sie wohl Tausende zählen, aber sie arbeiten einzeln und sind so verstreut, daß es immer nur wenige zu sein scheinen – fleißige kleine Ameisen in

hohlen Trichtern. Sie leben ein Leben für sich, bleiben oft ganze Monate in ihren dunklen Barackenlagern und kommen selten in die Dörfer. Es sind Sucher.

Die Schlachtfelder sind zu Spekulationsobjekten geworden. Ein Unternehmer hat von der Regierung eine Genehmigung bekommen, alles wertvolle Metall zu sammeln. Dafür stellt er die Sucher an. Sie jagen nach allem, was Metallwert hat, alte Gewehre, Blindgänger, Bomben, Eisenbahnschienen, Drahtrollen, Spaten – für sie sind diese Felder der Erinnerung, der Stille und Trauer Eisen-, Stahl- und Kupferminen. Kupfer haben sie am liebsten. Das bringt den besten Preis.

Die meisten Sucher sind Russen. In dem Schweigen sind auch sie schweigsam geworden. Meistens bleiben sie unter sich. Niemand sucht ihre Gesellschaft; obwohl die Regierung tausend Genehmigungen erteilt hat, hat man doch das Gefühl, das es nicht recht ist, was sie da tun. Metall im Wert von Millionen von Francs ist da in der Erde; aber eben auch Tränen, Blut und Angst von Millionen.

Es ist ein einträgliches Geschäft, und viele der Sucher können sich bald ein Auto leisten. Jahrelang sorgte die Artillerie dafür, daß sie nun ihr Auskommen haben. Das erste, hastige, oberflächliche Sammeln ist vorbei, und jetzt müssen sie tiefer graben bis zur nächsten Schicht vergrabener Schätze. Der Boden ist fest, und sie haben schon eine Woche an einer einzigen, ein paar Quadratmeter großen Grube gegraben. Deshalb ist es wichtig, geeignete Stellen zu finden. Das erfordert Erfahrung.

Gewöhnlich wird der Boden erst mit langen Eisenspitzen, die in die Erde getrieben werden, nach Metall abgesehen. Da kann es dann passieren, daß man auf einen Stiefel stößt, der Widerstand bietet; denn die Stiefel der To-

ten da unten sind im allgemeinen gut erhalten; aber ein Sucher kann das beurteilen; er hat ja Übung. Er kann im allgemeinen von oben beurteilen, ob sich die Ausgrabung lohnt oder nicht. Wenn er auf einen Stahlhelm trifft, schön und gut; das hat seinen Wert insofern, als es auf eine mögliche Beute hinweist. Es gibt einige alte, erfahrene Sucher, die nur an Stellen graben, wo irgendein Strauch sprießt. Sie kalkulieren, daß an solchen Stellen verschüttete Unterstände mit Leichen sind – sonst wäre der Busch nicht so gut gediehen. Und in Unterständen sind gewöhnlich alle Arten von Metall zu haben.

Wenn einer Glück hat, stößt er auf ein Maschinengewehr oder sogar ein kleines Munitionslager. Dann sind natürlich auf einen Schlag einige tausend Francs zu gewinnen. Ein Fund, von dem man noch immer spricht, war ein deutsches Flugzeug. Auf dem Pilotensitz hockte noch das Skelett, und zwischen seinen Beinen lag eine Kiste mit 15 000 Goldmark.

Überall ist es das gleiche Bild. Die Erde wird zuerst gelockert und aufgedaubt und dann mit den Händen weiter umgewühlt. Handgranaten, deutsche mit langen Griffen, und ein Kochgeschirr kommen ans Licht. Sie wecken wenig Interesse. Ein Gewehrlauf andererseits, verbogen und korrodiert, wird auf den Haufen mit verrostetem Eisen geworfen, das schon gesammelt worden ist. Ein Helm – dann ein bleicher, feuchter Lumpen, graugrün, fadenscheinig, schon halb zu Lehm geworden, ein Schädel, noch mit Haaren, blonden Haaren, ein Schädel mit einem gesplitterten Loch, das in die Stirn geschmettert wurde. Der Sucher legt ihn in eine kleine Kiste hinter sich. Er schüttelt fleckige braune Knochen aus dem armseligen, schmutzig-grünen Lumpen. Die letzten zerrt er aus den Stiefelspitzen. Alles wandert in die Kiste, um abends zur

Identifikation in das Hauptdepot geschickt zu werden. Eine vergammelte Börse mit etwas geschwärztem Geld bleibt liegen. Die Überreste einer ziemlich verrotteten Brieftasche auch. Aber jetzt klingt der Spaten noch einmal auf Metall, Eisenpfähle und Drahtrollen kommen zum Vorschein – ein guter Fund –

Es ist immer dasselbe Bild, hundertmal, tausendmal; in der Herbstsonne liegt ein Soldat, ein paar vergammelte Lumpen, ein paar Knochen, ein Schädel, einiges an Ausrüstung mit einer rostigen Gürtelschnalle, einer Patronentasche. Auch er wäre sehr glücklich, jetzt noch am Leben zu sein.

Einige Sucher meinen, nach der Form des Kinnknochens sagen zu können, ob sie einen deutschen oder einen französischen Schädel vor sich haben. Und es ist wichtig, daß die Knochen abends wieder ins Hauptdepot zurückgebracht werden, sonst würden bis zum Morgen die Füchse sie fressen. Es ist komisch, daß – hier die Füchse Knochen fressen. Sicher gibt es nichts anderes für sie zu fressen. Und doch leben hier viele Füchse.

Die Sucher hocken in ihren unzähligen kleinen Löchern und graben wie die Maulwürfe. Es stimmt schon, die Knochen, die sie finden, werden identifiziert, auf Friedhöfen, in Mausoleen, in riesigen Steinsärgen gesammelt. Und doch wäre es vielleicht besser, diese Soldaten ruhen zu lassen, wo sie jetzt zehn oder zwölf Jahre geruht haben, Kameraden sie alle.

Und es ist, als ob sie es selbst nicht anders haben wollten. Es ist, als wache die Erde selber über sie und verteidige sie gegen die Hände, die nach Metall und Geld zwischen ihnen suchen. Denn neben den toten Soldaten schlafen ihre Waffen. Und oft haben diese Waffen noch ihre Schlagkraft behalten.

Ein Schlag mit der Hacke auf den Boden genügt. Ein scharfer Spatenstich reicht aus, und der Boden birst mit einem dumpfen Krach, Splitter fliegen, und der Tod greift mit rascher Hand aus der Erde nach den Suchern. Schon viele sind in Fetzen gerissen worden, viele verstümmelt, und jede Woche kommen neue hinzu. Der Tod, der zuerst die Soldaten hingemäht hat, wacht jetzt über den Gräbern der Ermordeten, und die Erde bewahrt sie, als sollten sie nicht in großartigen Mausoleen liegen, sondern bleiben, wo sie gefallen sind.

Und über diesem Leichentuch ist die Zeit zum Stillstand gekommen, vor der Qual, die zwischen diese Horizonte gespannt ist; über diesem Leichentuch brütet das Schweigen, und Trauer und Erinnerung.

Karl Broeger in Fleury

Der Wagen fegt mit Vollgas die Straße entlang, die Reifen singen, die Straße ist gerade, die Fenster klappern leise, und Straßburg und Metz liegen schon weit hinter uns. Neben mir sitzt Karl Broeger und ißt ein Butterbrot, ist aber nicht völlig konzentriert. Seine Gedanken sind anderswo.

Es ist zwei Stunden her, seit wir zu Mittag gegessen haben. Nachdem wir uns von der angenehmen Überraschung eines halben Hummer mayonnaise für fünfundzwanzig Franc als *hors d'oeuvre* – von der Realität anderer appetitanregender Dinge gar nicht zu reden – und der riesigen Käseplatte bei dem denkwürdigen Essen erholt haben, fängt Karl an, mir ausführlich über seine Pläne und Zukunftschancen Rechenschaft abzulegen.

Ich verstehe nicht viel davon, denn eine Menge Wenns und Abers und Berechnungen und Leute sind damit verbunden. Ob es die Folge des Hummers oder des Weins ist oder vielleicht sogar, daß beides so erstaunlich billig war, seine Aussichten stapeln sich, bis sie sich in den Wolken des Mount Everest verlieren – in zehn Jahren wird er Geschäftsführer sein, in zwanzig Direktor, Generaldirektor, Präsident und so weiter. Derzeit steht Karl auf einer so niedrigen Stufe der Leiter, so daß er ganz sicher ohne ernsthafte Verletzungen herunterfallen kann. Er ist Bankangestellter und hat eine gesunde Konstitution. Deshalb kann er schon zwei Stunden nach dem Hummer wieder essen – ein gutes, schlichtes Butterbrot. Inzwischen ist er, um der Verwirklichung seiner Ideale

nicht vorzugreifen, damit beschäftigt, davon zu träumen, was er als Geschäftsführer einst tun wird. Das ist Karl.

Der Wagen rast weiter durch die Dörfer – spitze Giebel, Kühe, bunte Frauenkleider, Herbstwind und Misthaufen sausen an unseren Fenstern vorbei, Kurve um Kurve, Hügel um Hügel, bis die Alleen und Bäume aufhören; die Straßen gabeln sich und werden schmaler; schwefällige, rumpelnde Busse mit fetten aufgemalten Buchstaben und Wahlsprüchen nähern sich, und auf den Ortschildern tauchen Namen auf, bei denen alles stehenbleiben muß.

Karl packt seine Brieftasche zusammen. Zwischen Bankpapiere hat er Ausschnitte aus einer Sportzeitung gestopft, die das ruhmreiche Fußballspiel Rheine gegen Münster beschreiben (Karls Mannschaft siegte überlegen mit 6 zu 0, und Karl wurde lobend erwähnt), aber am bedeutsamsten sind einige Bilder von charmanten Damen, die er während des Nachtschicks betrachtet hatte.

Vor uns ist die Straße zu Ende. Der Wagen bleibt mit einem Quietschen der Bremsen stehen; wir steigen aus und befinden uns auf einer Art Marktplatz. Autos sind da geparkt, besorgte Chauffeure stehen herum, ganz Tüchtigkeit in ihren spitzen Fahrermützen, Gruppen von Leuten versammeln sich und stellen sich auf, Führer jagen herum und sammeln ihre Lämmer ein und marschieren los. Um uns herum betreiben Männer mit unterdrücktem, hastigem Geflüster eifrig ihr Gewerbe; die Todesstraßen von gestern haben sich in Boulevards mit achtbaren Nachkriegsbesuchern verwandelt, und wo früher jeder Schritt Blut bedeutete und schreckliche Angst einem den Hals zuschnürte, verlaufen heutzutage Holzplankenwege, damit die Schuhe der Touristen sau-

ber bleiben, und gut ausgebildete Dolmetscher marschieren voran, so daß jeder alles sieht – garantiert alles. Douaumont.

Auch um uns schwirrt jemand herum, aufgeregt, schnell und eifrig – er will uns die Strategie der Dinge hier erklären, uns sozusagen *au fait* machen. Karl, gestärkt von Hummer und Butterbrot, lächelt freundlich und ist ganz Ohr, und wir gestatten uns auch, uns bei Karbidlicht durch das Fort führen zu lassen; auch wir lassen uns erklären, wie praktisch die Deutschen waren, indem sie, sobald sie das Fort eingenommen hatten, Maschinen im Keller einbauten, elektrisches Licht legten und Kräne aufstellten, um die Munition hochzuheben, was es alles vorher nicht gegeben hatte.

Karl nickt zustimmend: Ja, so war das. Aber wie wir so vor den rostigen Stahlhelmen, den verdrehten Gewehrläufen und Blindgängern stehen und der Führer hier auch wieder anfängt zu schwafeln und neben uns noch einer mit derselben Geschichte auf englisch loslegt, winkt Karl; ihm reicht's; wir drängeln uns nach draußen. Vor den Helmen, Brustpanzern, Granatsplittern da unten ist er ganz still geworden.

Draußen, nach der erstickenden Luft in dem Tunnel, kommt uns ein Windhauch entgegen, so sanft und mild, daß man sich am liebsten dagegenlehnen würde. Noch ist es ziemlich hell, aber es ist schon jene geheimnisvolle Stunde, wenn Tag und Nacht sich die Waage halten, die Waagschalen in ihrer endlosen Schwingung einen Moment innehalten und stillzustehen scheinen – noch ein Herzschlag, und der Zauber ist vorbei, plötzlich ist ein schwaches Schimmern des Abends da, eine Kuh muht auf der Wiese, und die Nacht ist hereingebrochen.

Welle um Welle liegen die Höhen in violetter Schatten vor uns. Der Führer ist uns gefolgt und fängt hinter uns wieder an: »Die Pfefferbüchse da drüben war ein strategisch höchst interessanter Punkt –«

Weiter kommt er nicht. Karl schaut sich ungehalten um und sagt bestimmt: »Halten Sie die Schnauze...«

Er sagt es nicht böse, sondern eher ruhig und damit abschließend.

Dann geht er voran, weg von der strategischen Schlachtaufstellung, weg von dem undeutlichen Geschnatter der Touristengruppen, weg von Hummer, Butterbrot, Damenbildern und Bankgeschäften, weg von den zehn Friedensjahren.

Er geht, und sein Gesicht wird immer ernster; die Augen werden schmaler, sie schauen angestrengt zu Boden; Gras raschelt, Steine knirschen, ein Schild warnt noch vor Gefahr irgendwo, aber um diese Dinge kümmert sich Karl nicht mehr. Er ist auf der Suche.

Die Spur führt über die von Granaten zerlöchernten Felder durch Reste von Stacheldrahtverhauen hinaus. Der Dolmetscher bleibt weit zurück, nachdem er uns hufenweise Warnungen nachgebrüllt hat. Unterstände, die verschüttet und wieder ausgegraben sind, kommen in Sicht, Stabgranaten und völlig durchlöchernte Kochgeschirre liegen herum, in dem gelben Lehm steckt eine armselige rostige Gabel, und an ihrem Ende hängt ein halber Löffel.

Wir gehen einige Zeit weiter. Karl bleibt oft stehen und prüft die Lage der Dinge. Dann nickt er und drängt weiter. Die Richtung eines Grabens ist auszumachen. Aber nur die Richtung – Trichter, zwischen denen sich ein paar Spuren hindurchschlängeln und dann scharf um die Ecke biegen.

Noch ein paar Schritte. Noch ein Blick. Karl hat gefunden, was er sucht.

Er schweigt einen Moment, ehe er sagt: »Hier –« und bleibt stehen – und geht weiter: »Hier etwa muß es gewesen sein – hier waren wir damals – alles tobte, ein paar Schüsse und dann ›Angriff‹ –« Er wiederholt: »Und dann ›Angriff‹.«

Damit läßt er den Graben hinter sich, springt auf und greift selber wieder an. Aber das ist jetzt nicht mehr Karl Broeger, der Mann mit Bankgeschäften und Fußballnachrichten; das ist ein ganz anderer, zehn Jahre Jüngerer, dies ist Unteroffizier Broeger, den die Erde wieder gepackt hat, der wilde Aschengeruch der Schlachtfelder und die Erinnerung, die wie ein Wirbelwind auf ihn einstürzt.

Seine Bewegung ist nicht mehr wie vorher: kein zögern-des Suchen mehr; das ist auch nicht die Gangart, an die ich gewöhnt war; unbewußt, ungewollt ist da wieder eine Ahnung von dem sprunghaften, aufmerksamen, vorsichtigen Schleichen, die instinktive Sicherheit des Tieres; er selbst merkt nicht, wie er den Kopf zwischen die Schultern gezogen hat, wie ihm die Arme locker in den Gelenken hängen, zum Fallen bereit, auch nicht, wie er vermeidet, sich deutlich zu zeigen, als wolle er nicht gesehen werden, aber er bleibt immer in Deckung.

So gehen wir voran. Vor ein paar Stunden wäre er wohl noch nicht in der Lage gewesen, sich überhaupt zurechtzufinden; jetzt kennt er jede Bodenfurche; die Vergangenheit hat ihn wieder. So folgen wir der Spur – zwei Männer in maßgeschneiderten Anzügen mit Hüten und Spazierstöcken –, wir folgen der Spur, über die er und sein Zug in jener schrecklichen Nacht gekrochen sind, als die Leuchtkugeln wie riesige Bogenlampen über der Ver-

nichtung hingen und der ganze Boden um Thiaumont und Fleury sich wie ein Meer unter den Fontänen der Explosionen hob und senkte – wir gehen wieder diesen Weg, und um uns ist die grenzenlose Abendruhe, aber in den Ohren von Unteroffizier Broeger tobt die Schlacht, er hält seinen Spazierstock wie eine Handgranate, noch einmal führt er seine Männer durch die Granattrichter zum Sturm auf die Stadt.

Und die Stadt gibt es nicht mehr. Sie ist verschwunden, dem Erdboden gleichgemacht; nicht wiederaufgebaut, weil die Erde noch immer vermint ist, vollgestopft mit explosivem Material, zu gefährlich, wieder bebaut zu werden.

Karl lehnt sich an das Denkmal, das die Stelle markiert, wo einst Fleury stand, das Dorf des Schreckens, dessen Ruinen sechsmal in einer Nacht erstürmt und verloren wurden.

»Da war ein junger Rekrut«, sagt er. »Er war die ganze Zeit dicht neben mir. Als wir uns dann zurückziehen mußten, war er weg. Und später –«

Später, als sie die Stelle eingenommen hatten, fanden sie nur noch ein Stück von einem Leichnam, aber sie wußten nicht, ob er das war. Und so wurde er »vermißt« gemeldet, und seine Mutter hofft noch bis zum heutigen Tag, daß er eines Morgens in ihr rotes Plüschwohnzimmer eintreten und sich, groß geworden, kräftig und breit-schultrig, neben sie aufs Sofa setzen wird.

»Es gibt keinen Grund, warum er nicht noch am Leben sein sollte«, überlegt Karl und schaut mich düster an. »Meinst du, er wäre Musiker geworden? Das wollte er damals.«

Ich weiß es nicht, und wir gehen. Die Dämmerung ist einem dunklen Blau gewichen. Karl bleibt noch mal ste-

hen und sagt mit einer wegwischenden Geste: »Sieh mal, ich versteh' das einfach nicht; einmal war es so, daß man gar nicht mehr denken konnte, es war die Hölle, es war die reine Hölle, das Letzte, das Ende, ein Hexenkessel, hoffnungslos, und da saß ein Mensch drin und war doch gar kein Mensch mehr – und jetzt laufen wir hier herum, und es ist bloß ein kleines Tal, da in der Dunkelheit, ein harmloses Hügelchen –«

Das Mausoleum ragt weiß in die Dunkelheit. Die Reisebusse sind startbereit. Summend fahren sie weg mit ihren gepolsterten Sitzreihen.

Wieder rollt die dunkle Landschaft am Auto vorbei. Ehrenmale, viele Ehrenmale gleiten durch das Licht der Scheinwerfer. Meist ist auf ihnen von *Gloire* und *Victoire* die Rede. Karl schüttelt den Kopf: »Das erzählt nicht die ganze Geschichte, nein, überhaupt nicht. Aber sie haben schon recht, daß sie Denkmäler aufrichten, denn mehr als dort und in der ganzen Umgebung ist nirgends gelitten worden. Nur eines haben sie ausgelassen: Nie wieder. Das fehlt. Du –«

Die Straße erstreckt sich weiß vor uns und steigt langsam an. Hinter den Wolken kommt der Mond rot und traurig heraus. Allmählich wird er kleiner und heller, bis er silbern auf den amerikanischen Friedhof vor Romagne scheint. Vierzehntausend Kreuze schimmern in dem fahlen Licht. Vierzehntausend Kreuze in Reihen hintereinander – die Augen brennen einem, so verblüffend gerade sind sie, vertikal, diagonal. Unter jedem ein Grab. Auf jedem eine Inschrift: Herbert C. Williams, 1. Leutnant, Chemische Kriegsführung, Connecticut, 13. Sept. 1918 – Albert Peterson, 137. Inf., 35. Div., North Dakota, 28. Sept. 1918 – vierzehntausend – fünfundzwanzigtausend waren es. Getötet bei dem Angriff auf Montfaucon, getö-

tet ein paar Wochen vor dem Frieden. Nur ein Friedhof für so viele. Überall, an Hunderten von Orten, liegen die anderen, die weißen Holzkreuze der Franzosen, die schwarzen der Deutschen.

Mitten unter den vierzehntausend Kreuzen auf dem breiten Hauptweg geht, entfernt und klein, ein einzelner Mann hin und her, hin und her. Das ist bedrückender, als wäre alles still. Karl drängt weiter.

In den Städten spielen Kinder auf den Plätzen. Um sie herum sind Geschäfte, Häuser, Kirchhöfe, Zeitungen, Lärm, Schreie, Straßen, die Welt; aber sie spielen weiter, in ihre schlichten Spiele versunken, spielen wie überall auf der Welt.

»Kinder«, sagt Karl, und in der Dunkelheit sieht man nicht, was mit ihm los ist, »Kinder sind überall gleich, nicht wahr – Kinder wissen noch von nichts –«

Und während ich noch darüber nachdenke und einen Blick auf ihn werfe, dreht er sich zu mir um: »Jetzt mal los, Mann – was stehen wir hier rum?« und dreht den Kopf um und schaut den ganzen Rest der Reise angespannt aus dem Fenster.